

Franz Hodjak

Franz Hodjak, geboren am 27.9.1944 im siebenbürgisch-rumänischen Hermannstadt (Sibiu), studierte von 1965 bis 1970 in Klausenburg (Cluj) Germanistik und Romanistik, arbeitete ab 1970 bis zu seiner Ausreise als Lektor der deutschsprachigen Abteilung des kurz zuvor gegründeten Dacia-Verlags in Klausenburg, betreute dort maßgebliche rumäniendeutsche Gegenwartsauforen (u.a. Werner Söllner). Hodjak veröffentlichte ab 1966 Gedichte in verschiedenen deutschsprachigen Periodika des Landes, vor allem in der „Karpatenrundschau“ und in der Bukarester „Neuen Literatur“; bereits als Student war er Mitherausgeber der einflussreichen Kulturzeitschrift „Echinox“. – Am 19. Oktober 1992 Ausreise mit Frau und Tochter in die Bundesrepublik; dort zuerst in einem Aussiedler-Wohnheim in Bad Homburg. Sommersemester 1993 Frankfurter Poetik-Dozentur, 1995 Stadtschreiber von Minden, 2002 Stadtschreiberstipendium der Stadt Dresden. Franz Hodjak lebt heute in Usingen/Taunus.

* 27. September 1944

von Holger Dauer

Preise

Preise: verschiedene Auszeichnungen in Rumänien u.a. Literaturpreis des Verbandes der Kommunistischen Jugend Rumäniens (1974); Preis des Schriftstellerverbandes der Sozialistischen Rumänischen Republik (1976); Kinderbuchpreis „Ileana Cosînzeana“ (1978); Stadtschreiber-Stipendium der Stadt Mannheim (1982), das Hodjak aufgrund der Ausreiseverweigerung nicht annehmen konnte; 1990 wurde die Einladung wiederholt; Georg-Maurer-Preis (1990); Preis des Landes Kärnten beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb (1990); Förderpreis des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie (1991); Ehrengabe des Andreas-Gryphius-Preises der Künstlergilde (1991); Förderpreis des Hans-Erich-Nossack-Preises (1991); Nikolaus-Lenau-Preis (1996).

Essay

Die Stetigkeit, ja Eigenwilligkeit, mit der Franz Hodjak bis zum Oktober 1992 an der rumäniendeutschen „Sprachinsel“ festhielt, verwunderte hierzulande nicht wenige, zumal Hodjak selbst kurz nach dem Sturz des selbsternannten „Conducators“ Nicolae Ceaușescu (1989) davon sprach, dass die „Geschichte wieder zu erstarren“ drohe, eine politische Rückwärtsorientierung unter dem Staatspräsidenten Ion Iliescu zu befürchten sei, vielleicht gar eine Restauration der Diktatur. Hodjak ist sicher kein politischer Schriftsteller im engeren Sinn; vermutlich, weil er in rumänischen Dissidentenkreisen kaum auffiel, hat ihn die westdeutsche Kritik lange Zeit kaum beachtet. Trotzdem bleibt die politische Dimension bei Hodjak nicht ausgespart; sie wirkt freilich eher atmosphärisch auf die Gedichte ein, denn Hodjak vermeidet umfassende Weltentwürfe und verzichtet auf aktuelle politische Bezüge. Sein

‚ideologischer‘ Ausgangspunkt war anfangs die Vorstellung von einem emanzipierten Sozialismus, dem Hodjak, insbesondere nach dem Liberalisierungsprozess des IX. Parteitages vom Juli 1965, noch traute; doch auch dieses Vertrauen fiel bald der erschreckenden Erfahrung der rumänischen Lebenswirklichkeit zum Opfer. Werner Söllner hat in seinem instruktiven Nachwort zur Sammlung „Siebenbürgische Sprechübung“ (1990) immerhin geschrieben, dass die Politik bei Hodjak zum auslösenden Moment poetischen Schaffens wurde, zum „wesentlichen Antrieb zur Literatur“.

Aufschlussreich ist ein früher Text von Hodjak, das gleichermaßen poetische wie poetologische „Interview mit mir selbst“ (1971 in der Bukarester „Neuen Literatur“). Darin entwickelt Hodjak eine für die literarische Aufbruchstimmung dieser Zeit typische selbstbewusste Poetik, die innerhalb der konzediten dialektischen Wechselbeziehung von Lyrik und Gesellschaft das spezifische Gewicht des „sprachkunstwerks“ nachhaltig verteidigt. Andererseits relativiert die so verstandene Lyrik den parteipolitisch verbrämten Begriff des Engagements insofern, als sie eben dieses Engagement als fortlaufenden kritischen Prozess begreift und nicht als unreflektierte oder nostalgische Rückschau auf bereits Geleistetes. Lyrik, die sich so, nämlich realistisch auf die Dialektik mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit einlässt und den Dialog mit der Umwelt wagt, entspringt dem konstruktiven Fragen nach den realen Gründen für Nostalgie und Utopie. Der Sprache, verstanden als „materialisiertes denken“, kommt dann eine ‚aktionistische‘ Funktion zu, weil sie gesellschaftsrelevante Diskurse auslöst. So gesehen ist bei Hodjak die Sprache im Gedicht ein „getreuer exponent des zeitgeistes“, ein unverzichtbares Medium gesellschaftspolitischen Handelns. Damit ist freilich keine kurzatmige Agitation gemeint, kein rascher lyrischer Reflex; das ‚Zeitgedicht‘ im Sinne Hodjaks verschließt sich weder metaphorischer Komplexität noch semantischer Eindeutigkeit.

Das Gedicht „wortsteller“ aus dem 1976 erschienenen Band „offene briefe“ liest sich wie eine poetische ‚Gebrauchsanweisung‘: „das wort nehmen wie eine rute / schälen // mit scharfem messer / der wahrheit fahren / unter die abgenutzte verhärtete tote haut“. Hier werden das Aufdecken neuer oder verschütteter Sinngehalte, die Suche nach Ursprünglichkeit und Stimmigkeit der Worte zum Kern einer Programmatik poetischer Wahrhaftigkeit, die sich als Opposition zur „festgenagelte(n) Sprache“ (Dieter Schlesak) der herrschenden Konventionalität begreift.

Die Sprachproblematik interessiert bei Hodjak nicht nur in poetologischer Hinsicht. Bereits Hodjaks erster Gedichtband „Brachland“ (1970) rückt das „Wort“ als zentrale Metapher in den Mittelpunkt. Das Wort als Sinnträger stiftet Unruhe oder wird zu Sinnmakulatur. Diese grundlegende Ambivalenz zeigt sich deutlich in Hodjaks Gedicht „Lichtmünzen“: „wir frieren / und / decken uns zu mit dem Wort, / winden Lebensraum / aus dem Gedächtnishimmel, wo er / ganz heil ist“. In der kalten, beziehungslosen Zeit scheint das Wort zwischenmenschliche Wärme zu spenden und die Übereinstimmung von Ich und Du zu verbürgen. Aber das Wort ‚Zudecken‘ kaschiert auch und steht so für Fremdheit und Unverständnis.

Auch in den nachfolgenden Büchern behält das „Wort“, als metaphorische Chiffre, seine elementare Wertigkeit und gewinnt dabei unterschiedliche Qualitäten. Die erschreckend-dämonische Dimension („wie heuschrecken

besetzen die sätze / die stadt / (...) überall auf den dächern sitzen riesenworte / mit großen augen / und warten“; „Kaspar Hauser Lied“, in: „Landverlust“, 1993) korrespondiert mit der Erkenntnis eigener Hilflosigkeit angesichts einer Sprache, die in der Wirklichkeit unserer Welt zusehends ihre Bedeutungskraft verliert: „die sprache ist arm und die kirchenmaus reich“ („wehrburg Tartlau“, in: „Siebenbürgische Sprechübung“). An anderer Stelle wiederum provoziert die machtvoll-aufdringliche Präsenz der Sprache den Sprechenden und Schreibenden zu trotziger Verweigerung: „gut, die sprache steht schlange vor meiner tür. / gut, geliebte, sag der sprache, ich hab keine kinder mehr. / soll die sprache mit sich selbst sprechen“ („morgenlitanei“, ebd.). Gleichwohl bietet sie dem lyrischen Ich den einzigen Halt: „worte, die ich / niederschrieb, aus keinem / andern grund, als bloß / um mich / daran festzuhalten“ („böser augenblick“, ebd.) oder ist ihm vitalisierende Antriebskraft, Lebens- und Überlebensmotivation: „ein beliebiges wort fällt dir ein / und bringt den tag ins rollen“ („morgens im hotel“, ebd.). Was freilich nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß mit Beginn des Wortes die Welt ihre Unschuld, ihren „frischen urnebel“ verloren hat: Eine Welt „vor dem anfang des worts“ versprach „ewiges ausgesöhntsein“, gewährte „vorweltliche ruhe“ („Rosener Burg. Siebenbürgen“, in: „Landverlust“). Der Einbruch des Wortes, die Zerteilung des Ich ins reflektierende und reflektierte Bewußtsein, scheint das Ende eines naiven Weltzustandes zu bezeichnen, in dem das Einverständnis der Menschen noch nicht durch Sprache zu stören war.

Seit den achtziger Jahren wandte sich Hodjak verstärkt der siebenbürgischen Problematik zu; immer wieder reflektiert er über das verlassene und verödete Siebenbürgen, registriert er den Exodus in nüchterner, unterkühlter Trauer: „zehn etwa sterben im jahr, / elf wandern ab in die stadt, / zwölf fahren zum bruder. // die akazien, klein und verkrüppelt, blühen / mit dem mut der verzweiflung“ („Kelling 3“, in: „Augenlicht“, 1986). Eine Zukunft scheint es für diese Heimat nicht mehr zu geben, endzeitliche Visionen verdrängen zusehends letzte Hoffnungsreste: „die mauern, verlaust, / driften ab ins nichts, / in dem Gott / als einsiedler haust“ („Hinterlassenschaft“, in: „Landverlust“). „Es ist schon schmerzhaft“, sagte Hodjak Ende 1992 im Gespräch mit Susanne Broos, „mit dem Bewußtsein zu leben, daß diese Geschichte endgültig zu Ende geht, aber es wäre falsch, vor dieser bitteren und harten Realität die Augen zu verschließen.“ Zu dieser bitteren Wirklichkeit gehörte auch die Tatsache, daß nach dem berühmten Dekret Ceausescus vom März 1988 bis zum Jahr 2000 etwa 8000 Dörfer „eingeebnet“ werden sollten, um „agro-industriellen Zentren“ zu weichen, womit eine besonders in Siebenbürgen jahrhundertlang gewachsene dörfliche Siedlungskultur ausgelöscht worden wäre. Der offizielle Begriff „Systematisierung“ für dieses Vernichtungsprogramm ist einer der schamlosesten Euphemismen aus dem Wörterbuch des rumänischen Securitate-Sozialismus. Die Zahl der Deutschen in Rumänien ging drastisch zurück: von 750000, die 1939 dort lebten, auf etwa 70000 Anfang 1993. „ich komm / aus einer gegend/“, so heißt es in einem der Gedichte Hodjaks, „wo ich fröhlich war / wie tote, die das nachsehen haben“ („Neckar. Bei Mannheim“, in: „Landverlust“). Die alternative bundesrepublikanische Erfahrung erwies sich allerdings für viele als in Teilen nicht minder schmerzlich; die Ausreise nach und Ankunft in Westdeutschland wurden oft genug als ‚Heimkehr in die Fremde‘ empfunden, ein auch bei anderen rumäniendeutschen Autoren, etwa bei Herta Müller und Richard Wagner, häufig begegnendes Motiv. „Wir sind zwar Deutsche“, sagte Hodjak, „das begreift man irgendwann, aber letztlich doch ‚Türken‘, Fremde, die von

irgendwo herkommen.“ So ist denn in Hodjaks Gedichten immer wieder von den „rumäniendeutschen türken“ die Rede (so im Gedicht „Bahnhof“ in „Landverlust“), die als Fremde verstanden oder gar stigmatisiert werden. Der Ortswechsel gerät zum Identitätsbruch, zur bloßen Verlagerung der schon immer bestehenden Identitätsproblematik: „die sonne, neutral / wie immer // spricht deutsch in Hermannstadt / und in Nürnberg türkisch“ („Ortswechsel“, in: „Landverlust“). Bonn, Synonym erhoffter Freiheiten, wird zum anderen „Balkan“ (im Gedicht „Nordbahnhof. Bukarest“, ebd.), zum Sinnbild allgemeiner Enttäuschung.

Hodjaks Drama, „Franz, Geschichtensammler“, zuerst 1988 in der „Neuen Literatur“ unter dem Titel „François de Montcorbier“ veröffentlicht, 1989 in Minden uraufgeführt, monologisiert auf bitter-ironische Weise das Thema der Konfrontation des Individuums mit der Macht. François Villon, der Protagonist des Stückes, ‚erörtert‘ in weinseliger Mitteilungslust die Folgen staatlicher Willkür ausgerechnet mit einem der unerbittlichsten Vertreter politischer Macht: Doch der ‚Dialog‘ mit dem Hauptmann Ronsard findet nur in der Imagination statt, die Auseinandersetzung reduziert sich auf ein „Selbstgespräch“ mit dem Hauptmann, wie es Hodjaks Villon selbst zu charakterisieren weiß. Der Disput gerät zum balladenhaften Scheingefecht, weil er ins Innere des Individuums, ins Zentrum der Machtlosigkeit, verlegt wird und auch nur dort stattfinden kann. Villons impulsive Subjektivität markiert eine Rigorosität individuellen Daseins, die zugleich den originell-witzigen Kontrast zum monopolisierten, von jeglicher ‚Macht‘ diktierten eindimensionalen Weltzugriff abgibt. Dies zeigt sich beispielsweise in Villons Überzeugung, dass die eigene Lebensgeschichte immer auch das Resultat anderer Geschichten ist: „Die Geschichte meines Lebens (...) ist die Summe der Schlupflöcher, Türen, Spalten, Haupteingänge, Nebeneingänge, Pforten, Fenster, Mauerrisse, Tore, Luken, Portale, Hintertürchen, durch die ein jeder mit seinen Geschichten in mein Leben tritt.“ Das „Geschichtensammeln“, dem Villon sich verschrieben hat, wird somit zur notwendigen Voraussetzung einer Komplettierung des Ich, für dessen endgültiges ‚Schicksal‘ jedoch letztlich die Macht verantwortlich ist: „Sie, Herr Hauptmann, haben das aus mir gemacht, was ich bin. Im Grunde haben Sie mich gezeugt.“ Und: „Sie sind so einer, Herr Hauptmann, der Kinder zeugt, um sie nachher hinzurichten.“

Hodjaks Konzept einer Konfrontation des Individuums mit der Macht findet in der Villon-Figur mit ihrer bacchantischen Obszönität und anarchischen Übermütigkeit eine optimale Personifikation. Nicht ohne Grund nutzt Hodjak die appellative Kraft der Vagantengestalt auch in seinem lyrischen Werk. So antizipiert das Gedicht „villons ankunft im himmel“ (in „Siebenbürgische Sprechübung“) den Schluss des Stückes: Selbst nach seinem Tod kann Villon nicht über seinen Schatten springen, bewahrt er seine, wenn auch ironisch untermalte Aufrichtigkeit: „meine herren ich bewundre ehrlich ihre himmlische ordnung / deshalb glaube ich meine anwesenheit hier ist ein irrtum // ich bitte zu bedenken ich hartgesottner lump / könnte eines tags unter der last dieser güte zerbrechen.“ Auch das Gedicht „Villons Testament“ aus dem Band „mit Polly Knall spricht man über selbstverständliche dinge als wären sie selbstverständlich“ (1979) gehört in diesen Zusammenhang; dort bekennt die Villon-Figur: „ich hab bloß (...) / unter weintischen / geschnarcht / und gerülpst / und stets geliebt / wie mir / der vogel gewachsen“.

Das einer ungeliebten Außenwelt konfrontierte und in der Auseinandersetzung mit ihr immer wieder auf sich selbst zurückgeworfene Ich artikuliert sich auch in den Liebesgedichten Hodjaks: meist Gedichten über gestörte oder gescheiterte Begegnungen. Auch, ja vielleicht gerade die intime Zusammenkunft hinterlässt allzu oft nur ratlose Einsamkeit, rückt gar das Verhältnis von Innigkeit und Entfremdung in einen neuen, desillusionierenden Kontext: „daß unsere hände sich begegnen, / kann heißen, sie stehn sich im weg“ („Hände“, in: „Landverlust“). Fast immer resultiert die Beziehungslosigkeit aus der kalten Regelmäßigkeit eines fremdbestimmten Lebensablaufs, der sich der Einzelne kaum entziehen kann: „das leben als aktenbündel, das du nie / zu gesicht bekommst“ („mittagspause“, in: „Siebenbürgische Sprechübung“). Hodjak benutzt hierfür das Bild vom Leben als Schachspiel: eines normativen Lebensentwurfs also, der im engen Rahmen der vierundsechzig Quadrate realisiert wird (vgl. das Gedicht „spiel“ in „Siebenbürgische Sprechübung“). Damit ist zugleich das Grundthema des 1991 erschienenen Prosabandes „Zahltag“ bezeichnet, das leitmotivisch in den meisten der mehr oder weniger umfangreichen Erzählungen wiederkehrt. In zuweilen anekdotisch zugespitzten, skizzenhaft verkürzten Geschichten entwirft Hodjak ein buntscheckiges, oft groteskes Figurenensemble, das der zerstörerischen Monotonie der sozialistischen Alltagswelt in Rumänien ebenso ausgeliefert ist wie der eigenen, daraus entspringenden Ohnmacht. In den gequälten Außenseitergestalten Hodjaks spiegelt sich eine bis ins Unfassbare gesteigerte Absurdität der gesellschaftlichen und zwischenmenschlichen Verhältnisse, in denen die Menschen, in vielerlei Hinsicht gescheiterte Existenzen, keine Konflikte mehr austragen, sondern vielmehr Produkte ausgefochtener und stets verlorener Konflikte sind.

Die große Bedeutung, die dem Werk Franz Hodjaks zuzumessen ist, resultiert aus einem äußerst sensiblen Umgang mit dem Wortmaterial, dem Hodjak aus seiner muttersprachlichen Isolation heraus die erstaunlichsten Nuancen abgewinnt. Dem entspricht eine genremäßige, stilistische und formale Vielfalt, die das (politische) Wortspiel, die aphoristische oder ironisch-sarkastische Pointierung ebenso integriert wie die bittere, zuweilen auch verzweifelt-ausgelassene Liebeslyrik oder den elegisch-liedhaften, gänzlich unsentimentalen Ton angesichts des Zukunftsverlustes der siebenbürgischen Heimwelt. Die Sprache ist dabei nicht ohne Humor; in manchen Gedichten lässt sie sich auf surreale Eskapaden ein, auf ein spielerisch anmutendes Hinweghüpfen über vorgegebene Bedeutungsstrukturen. Überhaupt versuchen sich Hodjaks Texte aus traditionellen, im literarischen Diskurs institutionalisierten Sprach- und Bedeutungsnetzen zu befreien, um eine neue Qualität von ‚unverbraucher‘ Authentizität zu gewinnen, die sich dem immer eifertigeren Sinnverbrauch ihrer Bilder, ihrer Parabeln und Metaphern entgegenstellt.

Die Protagonisten der späteren Werke bewegen sich ausnahmslos im mentalen Grenzgebiet zwischen Ost und West, zwischen der alten siebenbürgischen Heimat, die kaum als solche empfunden wurde, und der neuen, grenzenlose Freiheit versprechenden westlichen Lebensweise, deren Verinnerlichung nicht funktionieren will und im Grunde auch nicht gewollt ist. Hodjak erzählt Geschichten vom Aufbruch und Nicht-Ankommen-Wollen, von misstrauischer Neuorientierung und abgeblockten Lebensentwürfen, von aberwitzig-sinnlosen Hoffnungen und euphorischer Verzweiflung angesichts eines Lebens, das sich abnutzt am vermeintlich hehren Ziel, der allwaltenden

Agonie ein Ende zu setzen, um doch nur „einer neuen Agonie Platz zu machen“, wie es an einer Stelle in Hodjaks Roman „Ein Koffer voll Sand“ (2003) heißt. Hodjaks Figuren sind keine Glückssucher, sondern ohnmächtige Akteure, die sich mit dem Pech arrangiert haben, geradezu enttäuscht sind, wenn es einmal ausbleibt, und im übrigen gelernt haben, sich damit zufrieden zu geben, die größten Katastrophen gerade noch abzuwenden.

Auch Harald Frank aus Hodjaks erstem Roman „Grenzsteine“ (1995) macht sich auf in ein neues Leben. Aus einem traumlosen Schlaf erwacht, beschließt er in den Westen zu gehen. Das lässt sich nur über den Umweg der botschaftlichen Behörde in Bukarest realisieren, in deren Garten sich bereits mehrere tausend Ausreisewillige versammelt haben, alle in der Hoffnung, das begehrte Visum zu erhalten. Doch das Warten wird zum Dauerzustand, man richtet sich in einer eigentlich als Provisorium gedachten Zeltstadt ein, die rasch jene Strukturen staatlicher Gewalt zu reproduzieren droht, denen Harald Frank zu entfliehen trachtet. Bald schon gerät er in einen Sog absonderlichster Situationen, die ihm nachdrücklich bewusst machen, wie allgewaltig sich jener Geist noch zeigt, von dem man sich nach 1989 zu verabschieden vorgab. So wird Frank hineingezogen in die ersten, keineswegs unbeholfenen kapitalistischen Gehversuche dunkler Geschäftemacher, mit deren zweifelhafter Hilfe er zum ‚Regierungsoberhaupt‘ des ‚autonomen‘ Zeltstaats avanciert, zwischenzeitlich vom Militär verhaftet und kurz darauf wieder auf freien Fuß gesetzt wird und schließlich, mit einem Carmen-Kostüm verkleidet, in den Westen gelangt. Willenlos verfällt er der hektischen Aufbruchstimmung, die sich einzig dem zynischen Prinzip von Macht und Kapital verschrieben hat. Entwurzelte Hasardeure und zwielichtige Politpropheten dominieren das alltägliche Leben im Botschaftsgarten, gedeckt von einer korrupten Staatsmacht, die sich jenseits des Geländes, jenseits aber auch von Recht und Ordnung behaglich eingerichtet hat und mit fadenscheinigen, gleichwohl einfallsreichen Ausreden die Ausreise der Harrenden immer wieder hinauszögert. Hilfe ist auch von der ‚neuen Heimat‘, von den deutschen Behörden nicht zu erwarten. Die versprechen lediglich, eine Druckerei und eine Reihe von Sämaschinen ins Lager zu schicken und stellen obendrein die Errichtung dreier Altersheime in Aussicht. An so etwas wie Zukunft vermag Frank nicht mehr zu glauben. Nur noch daran: „Östlich und westlich liegt das Chaos, das ist etwas, das kein Ende und keinen Anfang hat.“

Die Zeltstadt, dieses „schmale Niemandsland der Leere“, ein Mikrokosmos des ‚neuen‘ Rumänien, erweist sich als fruchtbare Brutstätte eines vom Freiheitswahn infizierten Menschenschlags, der die gnadenlosen Spielregeln des neuen, Liberalisierung und Wohlstand verheißenden Systems sehr schnell begreift und zur Triebfeder des eigenen Handelns erhebt. Freiheit, so die bittere Erkenntnis, ist eine komplizierte Sache, die nur funktionieren kann, wenn Sponsoren gefunden werden, die sie ermöglichen. Die skurrilen Überzeichnungen Hodjaks eröffnen letztlich einen geschärften, unverhohlen - realistischen Blick auf die chaotischen Verhältnisse im postrevolutionären Rumänien, das sich von den ideologischen Umklammerungen des Ceaușescu-Sozialismus noch lange nicht befreit hat. Hodjaks clownesk-bizarre Konstruktionen leben vom schwarzen Humor, der auf die ‚Umwertung der Werte‘ setzt – Dichter etwa müssen Uniformen tragen, Polizisten rezitieren Gedichte von Tristan Tzara und Mircea Dinescu.

Die Grotteske als tiefster Ausdruck der Tragik – dieses resümierende Motto könnte über all dem stehen, es gilt indes auch für Hodjaks Roman „Der Sängerstreit“ (2000).

Der betagte Pferdehändler Klingsor, der sich auch schon als Totenwäscher, Glöckner und Dieb versuchte, klopft an die Tore der Wartburg, wo er beim berühmten Sängerstreit mitwirken möchte. Der allerdings hat, wie er vom Burgherrn erfährt, bereits vor einem Jahr stattgefunden. Klingsor, vor langer Zeit aus Siebenbürgen aufgebrochen, sieht sich wieder als Zuspätgekommener, entschließt sich aber, der anfänglich missmutig, dann zunehmend drängender formulierten Einladung des Burgherrn zu folgen und Quartier in den alten Mauern zu nehmen. Klingsors Gastgeber entpuppt sich als grausamer Despot mit zarten Anwandlungen, als machtbesessener Zyniker – ein sentimentaler Menschenverächter mit musischen Neigungen, ein tränengeplagter Melancholiker mit Mordgelüsten. In der Burg wimmelt es von Gefangenen, die den Grund ihres Kerkerdaseins nicht kennen und auch nicht kennen wollen und die nicht wissen, ob ihr Peiniger sie am nächsten Tag hinrichten lassen oder zum Ritter schlagen wird. Klingsor ist sich seiner Rolle im makabren Spiel des Landgrafen nicht bewusst. Dieser zeigt sich fasziniert von der demonstrativen Heimatlosigkeit, die Klingsor erklärtermaßen verkörpert. Immer wieder lässt er den Gast über das ihm unbekanntes Siebenbürgen erzählen, das sich im Reflex Klingsors nicht zu einem Heimatbegriff zusammenfügt, sondern sich vielmehr zum Kulminationspunkt der Erfahrung von Unglück und Elend verdichtet.

Hodjaks „Sängerstreit“ liest sich als große Allegorie auf das Rumänien Ceaușescu, als Parabel von Machtmissbrauch, Dekadenz und gesellschaftlichem Verfall, als böses Märchen von der Ohnmacht des Einzelnen gegenüber Willkürherrschaft und innerer und äußerer Ausbeutung – Ohnmacht im übrigen umso mehr, als sich das Brutale und Absolute der Macht hinter einer nahezu perfekt ausgestaffierten Fassade aus Jovialität und Solidaritätsgebaren zu verbergen weiß und von daher selten wirklich greifbar wird, schon gar nicht mit Worten: Auch die Sprache hat sich von den Unterdrückten abgewandt, auch dieses vielleicht letzte Refugium der Individualität und Sinnstiftung hat sich verabschiedet. „(...) das Wort Glück reicht noch gerade, um sich an das Wort Elend heranzupirschen. Und wo bleibt der Rest der Worte? (...) Die Worte haben uns allein gelassen.“

In „Ein Koffer voll Sand“ (2003) erzählt Hodjak die Geschichte des Verlagslektors und Schriftstellers Bernd Burger, der mit Frau und Tochter aus Siebenbürgen aufbricht, um in Deutschland ein neues Leben zu beginnen. Vorläufiges Ziel der Reise ist das Auffanglager Hamm, dem man sich, ausgestattet mit blauem Staatenlosenpass und diversen Straßenkarten, auf unzähligen Umwegen nähert. Aber Burger will nicht ankommen, weil das Ankommen nichts anderes wäre als die Verdoppelung seiner lebenslang erlebten Heimatlosigkeit. Dabei ist ihm der Zustand der „Ungeborgenheit“, der Entwurzelung nicht unangenehm. Einem Leben in Gewissheit setzt Burger seinen „Größenwahn“ einer Identitätslosigkeit entgegen – „jede Identität ist ein Fluch“, hieß es schon in „Grenzsteine“. Beschwert mit solchen Erkenntnissen, kann sich Burger der Welt allenfalls noch mit „schielendem“ Blick vergewissern, weil nur dieser die „vagen Umrisse“ eines verlockenden Lebens jenseits jeder einengenden Endgültigkeit freigeben könnte – die ‚Umkehrung der Werte‘, von der bereits die Rede war, also auch hier: Die

Regentschaft des Zufalls bringt Ordnung in den Alltag, die Hilflosigkeit verleiht Flügel und ist erträglicher als die Hoffnung, der Wahnsinn wird zur „absoluten Verlockung“, ja zum „Absoluten an sich“, Handlungsansporn speist sich nur noch aus Verzweiflung, das Ausbleiben von Unglück wird mit Enttäuschung quittiert. Burger will sich letztlich in Gleichgültigkeit üben, sich mit „Bedeutungslosigkeit einreiben“, will „seiner Einsamkeit zusehen“, einer Einsamkeit, die als Vorstufe des „Ekels“ bedarf, jenes Ekels, der für den Sänger Klingsor noch die letzte mögliche Heimat darstellte, für Burger jedoch jede identitätsstiftende Magie verloren hat.

Burger erinnert an Sartres Figur des Antoine Roquentin, jenes verzweifelt-zerfaserten Individuums aus dem Roman „Der Ekel“ (1938), das unablässig die Innenwelt seiner Seele, die Grundmauern der eigenen Existenz zu erkunden sucht und dabei nur dem Ekel vor dem eigenen Dasein begegnet. Das existenzielle Erfassen der Freiheit wird bei Sartre zur Angst, das existenzielle Erfassen der Faktizität zum Ekel. Der Ekel Sartres gerät so zum Sinnbild der Verfremdung, der Transformation des Bekannten zum Unbekannten, der Ekel Burgers hingegen ist die unablässige Zementierung des Unbekannten als einzig Bekanntes.

Burgers Denken dreht sich unentwegt um die Geschichte der eigenen Zuversichtslosigkeit, die zugleich eine Geschichte permanenter Heimatentsagung ist. Heimat ist für Burger letztlich ein uralter mythischer Begriff, der nichts mit Realität zu tun hat, sondern bloße Imagination von Realität bedeutet. So blickt Burger auf verwischte, dennoch monströs präsente Lebensspuren zurück, auf ein Leben in Unfreiheit, als Angehöriger einer Minderheit – kein Blick zurück im Zorn, keine nostalgische Verklärung, nur die nüchterne Erkenntnis: Das Weggehen ist kein Heimatverlust, das Ankommen kein Heimatgewinn. „Das Heimatgefühl“, so Franz Hodjak in der Sendung „bücher, bücher“ des Hessischen Rundfunks vom 17. Mai 2003, „verklärt und verzerrt die Dinge. (...) Ich bin froh, dass ich ein Heimatloser bin, weil ich kann mit den Dingen viel gelöster umgehen, viel freier.“

Wenn es so etwas wie einen existenziellen Bezugspunkt für Burger überhaupt noch gibt, so ist es allenfalls die Sprache, die er braucht, um „aufzeichnen zu können, was ich aufgegeben habe“ – freilich eine Sprache, die sich verselbstständigt, vom Sprecher entfremdet hat und sich des Sinns als kaum noch fähig erweist – selbst der Himmel, so Burger, zeigt sich „verschlagnotet“.

Die vergeblichen Bemühungen der Sprache, Verstehensprozesse herbeizuführen, wurden schon im 1997 erschienenen Gedichtband „Ankunft Konjunktiv“ thematisiert. Eine Vermittlerposition zwischen den Dingen und den Subjekten, die sie beschreiben wollen, kann sie schon lange nicht mehr ausfüllen, obgleich sie dazu befähigt wäre, in diesen wenn auch „schrumpfenden Zwischenraum“ (Gedicht „Morgenstück“) Bedeutungssplitter einzuschleusen. Aber sie flüchtet sich in Beliebigkeit, aus Furcht, die Position des sprachlosen Individuums einnehmen zu müssen, „aus Angst, / sie müsste / (...) / für uns entscheiden / oder sogar / uns freisprechen“ (Gedicht „Flucht“). Wieder bildet Siebenbürgen den realen und atmosphärischen Hintergrund der Gedichte, diesen „engen Bottich“ (Gedicht „Das kleine Testament“) der Heimat, dieses „Absurdistan“ (Gedicht „Der andere Schaffner“), von dem man sich – am liebsten auf „Nebengleisen“ – schnellstmöglich verabschieden

möchte, um ihm doch irgendwo wieder zu begegnen, weil man dort, wohin einen die ‚Heimat‘ entlassen hat, nie angekommen ist. Dem suchenden lyrischen Ich geht es weniger um die Anfangs- und Endpunkte der inneren Reise, sondern vielmehr um das Aufspüren des „Dazwischen“, wo es Möglichkeitsfragmente der Selbstfindung geben muss, wo man jedoch, so die zur Gewissheit gefrorene Erfahrung, „bestenfalls // ankommt im Konjunktiv“ (Gedicht „Zigeunerin“). Leben wird vor diesem Hintergrund zur unaufhörlichen Alternation von „großen Tragödien“ und „kleinen Mißverständnissen“ (Gedicht „Volkslied“), zur Konsolidierung von Heimat-, Hoffnungs-, Bedeutungslosigkeit. Denn: „Selbst / das letzte Etwas, das / es noch geben // dürfte, / verleugnet sich“ („Weißes Gedicht“). Dieses „letzte Etwas“ ist vielleicht der Tod, doch der „ist kein Desaster“, heißt es im Gedicht „Ratscafé. Minden“, „außer wir überleben ihn“.

Hodjak entwirft in seinen Büchern bizarre Szenerien, absurde, scheinbar sinnentbundene, zuweilen auch derb-humorvolle, karnevaleske Situationen, angereichert mit Figuren, die ihre Lebens- und Gefühlspositionen nicht orten können und zwischen enthemmter Individualität und normgebundener Apathie einen schmalen Weg der Ichfindung zu beschreiten versuchen, Figuren, die die Geschichte ihres Daseins als permanente Kapitulation, als Kumulation von Versäumnissen erleben und erfüllte Augenblicke „immer nur als Konjunktiv, Annahme oder Leerstelle“ zu fassen bekommen (Friedmar Apel). Franz Hodjak hat sich damit, so wäre mit Peter Motzan („Neue Deutsche Literatur“, 1995, H.6) zu resümieren, in der deutschen Gegenwartsliteratur als Chronist „abgewürgten Lebens und pervertierter sozialer Verkehrsformen“ etabliert.

Primärliteratur

- „Brachland. Gedichte“. Klausenburg (Dacia) 1970.
- „Interview mit mir selbst“. In: Neue Literatur. 1971. H.9. S.11–14.
- „Spielräume. Gedichte & Einfälle“. Bukarest (Kriterion) 1974.
- „offene briefe“. Bukarest (Kriterion) 1976.
- „das maß der köpfe. halbphantastische texte“. Bukarest (Kriterion) 1978.
- „mit Polly Knall spricht man über selbstverständliche dinge als wären sie selbstverständlich“. Bukarest (Kriterion) 1979.
- „Die humoristischen Katzen“. Kinderverse. Bukarest (Kriterion) 1979.
- „flieder im ohr“. Bukarest (Kriterion) 1983.
- „An einem Ecktisch“. Prosa. Bukarest (Kriterion) 1984.
- „Der Hund Joho“. Kinderbuch. Bukarest (Kriterion) 1985.
- „Augenlicht. Gedichte“. Bukarest (Kriterion) 1986.
- „Fridolin schlüpft aus dem Ei“. Kinderbuch. Bukarest (Kriterion) 1986.
- „Friedliche Runde“. Prosa. Bukarest (Kriterion) 1987.
- „Gedichte“. Berlin (Neues Leben) 1987. (= Poesiealbum 232).
- „luftveränderung“. Bukarest (Kriterion) 1988.

„Sehnsucht nach Feigenschnaps. Ausgewählte Gedichte“. Hg. von Wulf Kirsten. Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1988.

„Siebenbürgische Sprechübung. Gedichte“. Mit einem Nachwort von Werner Söllner. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1990. (= edition suhrkamp N.F. 622).

„Zahltag. Erzählungen“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1991.

„Franz, Geschichtensammler. Ein Monodrama“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1992. (= edition suhrkamp N.F. 698).

„Landverlust. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1993.

„Grenzsteine. Roman“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1995.

„Ankunft Konjunktiv. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1997.

„Der Sängerstreit. Roman“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2000.

„Ein Koffer voll Sand. Roman“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2003.

„Links von Eden. Gedichte“. Aschersleben (Un Art Ig) 2004. (= Zeitzeichen 18).

„Was wäre schon ein Unglück ohne Worte. Aphorismen, Notate“. Leipzig (Edition Erata) 2006.

„Die Faszination eines Tages, den es nicht gibt. Gedichte“. Weilerswist (Liebe) 2008.

„Der, der wir sein möchten, ist schon vergeben. Aphorismen, Notate & ein Essay“. Mit einem Nachwort von Alexander Eilers. Fernwald (Litblockin) 2013.

„Der Gedanke, mich selbst zu entführen, bot sich an. Gedichte“. Lithografie von Hubertus Giebe. Dresden (Typostudio Schumacher-Gebler) 2013.

„Wir sind jetzt hier. Neue Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Zusammen mit Björn Kuhlig. Berlin (Hanser Berlin) 2014.

„Das Ende wird Nabucco heißen. Erzählungen“. Leipzig (Leipziger Literaturverlag) 2014.

Übersetzungen

Ana Blandiana: „EngelErnte. Gedichte“. Rumänisch und deutsch. Auswahl und Übersetzung von Franz Hodjak. Nachwort von Peter Motzan. Zürich (Ammann) 1994.

Ana Blandiana: „Uhren auf Schienen. Gedichte“. Auswahl und Nachdichtung aus dem Rumänischen von Franz Hodjak. Weilerswist (Liebe) 2010.

Theater

„Franz, Geschichtenerzähler“. Unter dem Titel: „Des Widerborstigen Visionen François de Montcorbier, genannt François Villon“. Uraufführung: Kleines Theater am Weingarten, Minden, 26. 10. 1989. Regie: **Jürgen Wiemer**.

Sekundärliteratur

Rundtischgespräch zur Standortbestimmung unserer Lyrik. In: Neue Literatur. 1967. H.3/4. S.112–127.

- Schlesak, Dieter:** „Visa. Ost-West-Lektionen“. Frankfurt/M. (Fischer) 1970.
- Csejka, Gerhardt:** „... überstiegen auch das Wort“. In: Karpatenrundschau, Kronstadt, 26.3.1971. (Zu: „Brachland“).
- Kolf, Bernd:** „Vom Manuskript zum Nachvollzug“. Gespräch. In: Karpatenrundschau, Kronstadt, 23.4.1971.
- Markel, Michael:** „Worte für ein Zögern“. In: Neue Literatur. 1971. H.5. S.102–105. (Zu: „Brachland“).
- Weber, Horst:** „In den Disteln reift das Wort“. In: Hermannstädter Zeitung, 4.6.1971. (Zu: „Brachland“).
- Motzan, Peter:** „Das Gedicht will das Zwischenuns trockenlegen“. In: Neuer Weg, Bukarest, 8.6.1971. (Zu: „Brachland“).
- Weber, Horst:** „Worte dann und wann“. Werkstattgespräch. In: Die Woche, Hermannstadt, 21.1.1972.
- Axmann, Elisabeth:** „Dieses Auf-der-Grenze-Gehen“. Interview. In: Neue Literatur. 1972. H.8. S.39–42.
- Csejka, Gerhardt:** „Gezielte Verse“. In: Neuer Weg, Bukarest, 14.12.1974. (Zu: „Spielräume“).
- Söllner, Werner:** „Plädoyer für das Vertrauen“. In: Neuer Weg, Bukarest, 11.1.1975. (Zu: „Spielräume“).
- Ohnweiler, Martin:** „Dialog mit der Jugend, Dialog mit der Zukunft“. Gespräch. In: Neuer Weg, Bukarest, 4.2.1975.
- Weber, Horst:** „Erreichtes immer wieder überholen“. In: Die Woche, Hermannstadt, 7.2.1975. (Zu: „Spielräume“).
- Maurer, Rolf:** „In dieser Runde kann jeder mitsprechen ... Leseanleitung für Franz Hodjaks ‚offene briefe‘“. In: Die Woche, Hermannstadt, 20.8.1976.
- Bossert, Rolf:** „ich will nicht mehr sagen als stein“. In: Karpatenrundschau, Kronstadt, 30.8.1976. (Zu: „offene briefe“).
- Motzan, Peter:** „nicht irr werden“. In: Neuer Weg, Bukarest, 11.9.1976. (Zu: „offene briefe“).
- Reichrath, Emmerich (Hg.):** „Reflexe. Kritische Beiträge zur rumäniendeutschen Gegenwartsliteratur“. Bukarest (Kriterion) 1977.
- Britz, Helmut:** „querschnittbelebt“. In: Neue Literatur. 1979. H.4. S.97–100.
- Stiehler, Heinrich:** „Paul Celan, Oscar Walter Cisek und die deutschsprachige Gegenwartsliteratur Rumäniens. Ansätze zu einer vergleichenden Literatursoziologie“. Frankfurt/M. (Lang) 1979.
- Motzan, Peter:** „Die rumäniendeutsche Lyrik nach 1944. Problemaufriß und historischer Überblick“. Cluj (Dacia) 1980.
- Britz, Helmut:** „Subjektive Dauer und Konstruktion“. In: Neue Literatur. 1981. H.12. S.101–106. (Zu: „Polly Knall“).
- Reichrath, Emmerich (Hg.):** „Reflexe II. Aufsätze, Rezensionen und Interviews zur deutschen Literatur in Rumänien“. Cluj (Dacia) 1984.

- Schmidt, Mathias:** „Bukarester Jagdszenen. Vom Umgang mit Schriftstellern in Rumänien“. In: Süddeutsche Zeitung, 15./16.2.1986.
- Morres, Sabine:** „,so lang’s mich eben hält““. In: Neue Literatur. 1987. H.9. S.75–76. (Zu: „Augenlicht“).
- Britz, Helmut:** „,Die goldene Vergangenheit der Zukunft““. In: Neue Literatur. 1987. H.11. S.72–75. (Zu: „Poesiealbum 232“).
- Pfeifer, Anke:** „,Franz Hodjak: ,Sehnsucht nach Feigenschnaps. Ausgewählte Gedichte““. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 11.6.1989.
- Mecklenburg, Norbert:** „,Sprachrümmfelder. Zwei Gedichtbände aus deutschsprachigen Randregionen““. In: Neue Zürcher Zeitung, 18./19.6.1989. (Zu: „Sehnsucht nach Feigenschnaps“).
- Skitschak, Manfred:** „,Zwischen allen Stühlen. Eine Tagung über rumäniendeutsche Literatur““. In: Frankfurter Rundschau, 13.10.1989.
- Grüneberger, Ralph:** „,Zu Hause in Siebenbürgen, beheimatet im deutschen Sprachraum““. In: Sinn und Form. 1990. H.3. S.641–645. (Zu: „Sehnsucht nach Feigenschnaps“).
- Gutschke, Irmtraud:** „,Sieben Mühlen am ausgedörrten Fluß der Zeit““. Gespräch. In: Neues Deutschland, 4./5.8.1990.
- Hartung, Harald:** „,Schreibmaschine, sei mein Koch““. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.8.1990. (Zu: „Siebenbürgische Sprechübung“).
- Wichner, Ernest:** „,die nachwelt winkt aus dem zug““. In: Süddeutsche Zeitung, 10.10.1990. (Zu: „Siebenbürgische Sprechübung“).
- Kusz, Fitzgerald:** „,Gleich wieder weg““. In: Nürnberger Nachrichten, 26.10.1990. (Zu: „Siebenbürgische Sprechübung“).
- Bergel, Hans:** „,Franz Hodjak: ,Siebenbürgische Sprechübung““. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter. 1990. H.3. S.269f.
- Bormann, Alexander von:** „,Weder Angriff noch Rückzug““. In: Neue Zürcher Zeitung, 7.12.1990. (Zu: „Siebenbürgische Sprechübung“).
- Motzan, Peter:** „,Ein südöstlicher Sproß Postkakanians: der rumäniendeutsche Schriftsteller Franz Hodjak““. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter. 1990. H.4. S.299–301.
- Mohr, Peter:** „,Gehörige Portion schwarzen Humors““. In: Schwäbische Zeitung, 3.1.1991. (Zu: „Zahltag“).
- Hensel, Klaus:** „,Die Kür eines Altmeisters““. In: Frankfurter Rundschau, 10.1.1991. (Zu: „Siebenbürgische Sprechübung“).
- Brams, Stefan:** „,An Texten ,bosseln‘, um dem Wahnsinn zu widerstehn““. In: Neues Deutschland, 10./11.8.1991. (Zu: „Siebenbürgische Sprechübung“).
- Krumbholz, Eckart:** „,Allerlei Maskeraden, Zorn““. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.10.1991. (Zu: „Zahltag“).
- Dotzauer, Gregor:** „,Weltende““. In: Die Zeit, 11.10.1991. (Zu: „Zahltag“).
- Kübler, Gunhild:** „,Endspielgeschichten““. In: Neue Zürcher Zeitung, 1.11.1991. (Zu: „Zahltag“).

- Küchler, Sabine:** „Natürlich bin ich verrückt. Die skurrilen Helden des Erzählers Franz Hodjak“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 3. 11. 1991. (Zu: „Zahltag“).
- Minaty, Wolfgang:** „Possen am Galgenberg“. In: Die Welt, 5. 12. 1991. (Zu: „Zahltag“).
- Einhorn, Hinnerk:** „Wenn zumindest/ etwas / zurückbliebe, woran ich / nicht glauben / könnte“. In: Neue Deutsche Literatur. 1992. H.1. S.163–164. (Zu: „Zahltag“).
- Seiler, Christian:** „Lesezeichen“. In: Die Weltwoche, 27. 2. 1992. (Zu: „Zahltag“).
- Kühlmann, Wilhelm:** „Hauptmann und Vagabund“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. 3. 1992. (Zu: „Franz, Geschichtensammler“).
- Bormann, Alexander von:** „Nischen verstörter Humanität“. In: Frankfurter Rundschau, 17. 3. 1992. (Zu: „Zahltag“).
- Schulz, Christiane:** „Mit Wut und Humor“. In: Rheinische Post, 28. 3. 1992. (Zu: „Zahltag“).
- Braun, Michael:** „Ein Totengespräch. Rumäniendeutsche Erzählungen von Johann Lippet und Franz Hodjak“. In: die tageszeitung, 22. 5. 1992. (Zu: „Zahltag“).
- Broos, Susanne:** „Ad personam: Franz Hodjak“. Gespräch. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Frankfurt/M., 24. 11. 1992.
- Schmitt, Hans-Jürgen:** „Vater – das ist alles“. In: Frankfurter Rundschau, 18. 9. 1993. (Zu: „Landverlust“).
- Schlesak, Dieter:** „Utopie und Randphänomen. Zur rumäniendeutschen Lyrik der neunziger Jahre“. In: Literatur und Kritik. 1993. H.279/280. S.40–46. (Zu: „Siebenbürgische Sprechübung“).
- Engler, Jürgen:** „Hodjaks Feuerwehrschauch, Klings Rolltreppen“. In: Neue Deutsche Literatur. 1994. H.2. S.168–171. (Zu: „Landverlust“).
- Achermann, Erika:** „Die dunkle und die helle Hälfte des Lebens“. In: Basler Zeitung, 4. 2. 1994.
- Bormann, Alexander von:** „Die Särge waren tot, wir lebten drin“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18. 2. 1994. (Zu: „Landverlust“).
- Hartung, Harald:** „Im Lebkuchenlager zu Nürnberg“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1. 3. 1994. (Zu: „Landverlust“).
- Aescht, Georg:** „Ich lebe unterdessen‘ – Franz Hodjak, ‚Landverlust‘. Gedichte“. In: Kulturpolitische Korrespondenz. 1994. H.900. S.16–18.
- König, Fritz H.:** „Recent Romain-German poetry. Bossert, Hodjak, Modol, Britz“. In: Carol Aisha Blackshire-Belay (Hg.): The Germanic mosaic. Westport (Greenwood) 1994.
- Oberèmbt, Gert:** „Rumänische Galgenhumoreske“. In: Rheinischer Merkur, 7. 4. 1995. (Zu: „Grenzsteine“).
- Apel, Friedmar:** „Parzival auf dem Balkan“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. 6. 1995. (Zu: „Grenzsteine“).

- Gauss, Karl-Markus:** „Nachtgeborener Aberwitz“. In: Neue Zürcher Zeitung, 13.7.1995. (Zu: „Grenzsteine“).
- Kraft, Thomas:** „Scheiternde Freiheit“. In: Stuttgarter Zeitung, 2.8.1995. (Zu: „Grenzsteine“).
- Ottshofski, Edith:** „Gral ohne Zukunft“. In: Neues Deutschland, 29.9.1995. (Zu: „Grenzsteine“).
- Motzan, Peter:** „Postkommunistisches Satyrspiel von balkanischem Schrot und Korn“. In: Neue Deutsche Literatur. 1995. H.6. S.180–182. (Zu: „Grenzsteine“).
- Meidinger-Geise, Inge:** „Abenteuer der Begegnung. Zur Einführung des ersten Stadtschreibers von Minden, Franz Hodjak“. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter. 1995. H.3. S.230–232.
- Balogh, András:** „Dichterbilder in der Lyrik Franz Hodjaks“. In: Jahrbuch der Ungarischen Germanistik. 1995. Budapest 1996. S.73–81.
- Sienerth, Stefan:** „,Von der Suche nach einem Ort‘. Franz Hodjak im Gespräch“. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter. 1996. H.1. S.9–18.
- Balogh, András:** „Zäsur und Zensur. Bemerkungen zu drei Gedichten aus Siebenbürgen“. In: Imre Kurdi / Peter Zalan (Hg.): Die Unzulänglichkeit aller philosophischen Engel. Budapest (ELTE, Germanistisches Institut) 1996. (= Budapester Beiträge zur Germanistik 28). S.69–77.
- Koneffke, Jan:** „Randvolles Vakuum“. In: Freitag, 24.10.1997. (Zu: „Ankunft“).
- Schuler, Christian:** „Leichte Schritte“. In: Das Sonntagsblatt, 14.11.1997. (Zu: „Ankunft“).
- Basse, Michael:** „Hundshitze, Teekultur“. In: Süddeutsche Zeitung, 18.–20.11.1997. (Zu: „Ankunft“).
- Scheichl, Sigurd Paul:** „die brunnen, die einst rauschten, sind ausgedorrt. Franz Hodjak – Lyriker eines kulturellen Zusammenbruchs“. In: Durch abenteuer muess man wagen vil. Festschrift für Anton Schwob zum 60. Geburtstag. Hg. von Wernfried Hofmeister und Bernd Steinbauer. Innsbruck (Universität Innsbruck, Institut für Germanistik) 1997. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 57). S.389–400.
- Apel, Friedmar:** „Schau, wohin der Mond fällt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.3.1998. (Zu: „Ankunft“).
- Bormann, Alexander von:** „Der andere Schaffner“. In: Neue Zürcher Zeitung, 21./22.3.1998. (Zu: „Ankunft“).
- Jentzsch, Cornelia:** „Es hätte eine Art Rettung sein können“. In: Berliner Zeitung, 30./31.5.1998. (Zu: „Ankunft“).
- Neau, Patrice:** „Une littérature déracinée. La ‚littérature roumaine de langue allemande‘ existe-t-elle?“. In: Ernst Dautel / Gunter Volz (Hg.): Horizons inattendus. Tübingen (Stauffenburg) 1999. S.277–287.
- Gutschke, Irmtraud:** „Feste der Freiheit“. In: Neues Deutschland, 23.–26.3.2000. (Zu: „Sängerstreit“).

- Moser, Samuel:** „Das Wartburgsystem“. In: Süddeutsche Zeitung, 15./16. 4.2000. (Zu: „Sängerstreit“).
- Krätzer, Jürgen:** „Heimat, dein Name ist Ekel“. In: Neue Deutsche Literatur. 2000. H.3. S.171–174. (Zu: „Sängerstreit“).
- Bartmann, Christoph:** „Ritterschlag für Tanzbären“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.6.2000. (Zu: „Sängerstreit“).
- Wunderlich, Werner:** „Ekel als Lebensgeschenk“. In: Neue Zürcher Zeitung, 4.7.2000. (Zu: „Sängerstreit“).
- Bormann, Alexander von:** „Das große Lob des Übermuts“. In: Die Welt, 29.7. 2000. (Zu: „Sängerstreit“).
- Agthe, Kai:** „Wartburg: Siechenhaus des Verstandes“. In: Palmbaum. 2000. H.2. S.108–110. (Zu: „Sängerstreit“).
- Rieger, Manfred:** „Endstation Komik oder: Wer schamlos aneinander vorbeiredet, ist auf der Höhe der Zeit“. In: Saarbrücker Zeitung, 9.11.2000. (Zu: „Sängerstreit“).
- Jacobs, Steffen:** „Jacobs' Gedichte (1)“. In: Die Welt, 4.8.2001.
- Hell, Cornelius:** „Dieses kurze Interregnum des Zufalls“. In: Die Presse, Wien, 3.5.2003. (Zu: „Koffer“).
- Dauer, Holger:** „Flucht vor der Ankunft“. In: Der Bund, Bern, 24.5.2003. (Zu: „Koffer“).
- Auffermann, Verena:** „In der Röhre der Erinnerung“. In: Die Zeit, 6.11.2003. (Zu: „Koffer“).
- Gutschke, Irmtraud:** „Genieß es doch, staatenlos zu sein“. In: Neues Deutschland, 14.11.2003. (Zu: „Koffer“).
- Rietzschel, Thomas:** „Das traurige Glück der Narren“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.11.2003. (Zu: „Koffer“).
- Rohlf, Sabine:** „Eine ganz behagliche Irrfahrt“. In: Berliner Zeitung, 20.11.2003. (Zu: „Koffer“).
- Stolzmann, Uwe:** „Verzweiflung an der Wegkreuzung“. In: Neue Zürcher Zeitung, 8.1.2004. (Zu: „Koffer“).
- Rill, Ute:** „Franz Hodjak: Ein Koffer voll Sand“. Rezension. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter. 2004. H.1. S.63–64.
- Motzan, Peter:** „Franz Hodjak wurde 60“. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter. 2004. H.4. S.312–313.
- Bleutge, Nico:** „Reise ohne Ankunft“. In: Süddeutsche Zeitung, 25./26.9.2004. („Koffer“).
- Spiridon, Olivia:** „Der Heimkehrer und der Ausreißer. Über das Verhältnis zur Heimat bei Georg Scherg und Franz Hodjak“. In: Brücken schlagen. Studien zur deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für George Guțu. Hg. von Anton Schwob. München (IKGS) 2004. (= Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 101). S.371–383.
- Loyen, Ulrich van:** „Franz Hodjak: Links von Eden“. Rezension. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter. 2005. H.1. S.109–110.

Rill, Ute: „Franz Hodjak: Was wäre schon ein Unglück ohne Worte“. Rezension. In: Spiegelungen. 2007. H.2. S.230–232.

Sielaff, Volker: „Botschaft an niemanden“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 8.2.2009. (Zu: „Die Faszination eines Tages“).

Konradt, Edith: „Franz Hodjak: Die Faszination eines Tages, den es nicht gibt“. Rezension. In: Spiegelungen. 2009. H.2. S.184–185.

Balogh, András F.: „Franz Hodjak und Klausenburg“. In: Klausenburg – Begegnungsorte. Hg. von Rudolf Gräf u.a. Cluj (Presa Univ.) 2009. S.255–268.

Sánta-Jakabházi, Réka: „Jenseits der Zensur“. In: Carsten Gansel (Hg.): Rhetorik der Erinnerung: Literatur und Gedächtnis in den ‚geschlossenen Gesellschaften‘ des Real-Sozialismus. Göttingen (V&R Unipress) 2009. S.303–313.

Hoffmann, Volker: „Überraschung (Unberechenbarkeit) und Provokation als poetische Maxime. Die Lyriker Franz Hodjak und Paul Wühr“. In: Spiegelungen. 2011. H.2. S.125–137.

Sánta-Jakabházi, Réka: „Konstruierte Identitäten im Werk von Franz Hodjak“. Frankfurt/M. u.a. (Lang) 2013.

Schulz, Tom: „Sehnsucht nach Feigenschnaps“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26.9.2014. (Zum 70. Geburtstag).

Aurenche-Beau, Emmanuelle: „Témoigner de la vie en Roumanie. L'exemple de Herta Müller („Der Mensch ist ein grosser Fasan auf der Welt“, 1986), Richard Wagner („Ausreiseantrag“, 1988), Johann Lippet („Protokoll eines Abschieds und einer Einreise oder Die Angst vor dem Schwinden von Einzelheiten“, 1990) et Franz Hodjak („Grenzsteine“, 1995)“. In: Kann Literatur Zeuge sein? Poetologische und politische Aspekte in Herta Müllers Werk. Hg. von Dorle Merchiers u.a. Bern u.a. (Lang) 2014. S.33–48.

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 15.10.2014

Quellenangabe: Eintrag "Franz Hodjak" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000241>

(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 10.10.2024)